



Beato Angelico: Verkündigung, Wandgemälde, Florenz um 1450.

tiert: urbildliches Menschenleben im Dreitakt von Geburt, Taufe und Wiedergeburt. Und er fordert die Freunde auf, ihm in diese neugewonnene Kindlichkeit zu folgen – und ihre Herrlichkeiten zu zeigen, nachdem der göttliche Logos die seine am Festtag schon zeigt: »Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit« – wiederum neu zu erblicken in der Herrlichkeit derer, die beim Fest sind, in tausend Bildern. Und jetzt kann die Erzählung von neuem beginnen.

Matthias Morgenroth: Weihnachtschristentum. Moderner Religiosität auf der Spur, Gütersloher Verlagshaus in der Verlagsgruppe Random House, Gütersloh, 2. Auflage 2003, S. 99–102.

Karl Barth: Das Wunder der Weihnacht

■ Karl Barth (1886–1968) war im deutschsprachigen Raum wohl einer der einflussreichsten Theologen des 20. Jahrhunderts. Er versuchte konsequent, Gott in den Mittelpunkt aller theologischen Überlegungen zu stellen.

Gottes Offenbarung in ihrer objektiven Wirklichkeit ist die Fleischwerdung seines Wortes, auf Grund deren er, der eine wahre ewige Gott, zugleich wahrer Mensch ist wie wir. Gottes Offenbarung in ihrer objektiven Wirklichkeit ist die Person Jesus Christus. Mit dieser Feststellung haben wir die Offen-

barung nicht erklärt, nicht einsichtig gemacht, nicht eingeordnet in die Reihe der anderen Gegenstände unserer Erkenntnis. Im Gegenteil: Mit dieser Feststellung, auf die wir nun zurückblicken, haben wir sie umschrieben und bezeichnet als Geheimnis – nicht nur als *ein* Geheimnis, sondern als *das* Geheimnis. Das will sagen: sie wird wohl Gegenstand unserer Erkenntnis; sie findet wohl den Weg, Inhalt unserer Erfahrung und unseres Denkens zu werden; sie wird wohl fassbar unserer Anschauung und unseren Begriffen. Aber sie wird es außerhalb dessen, was wir als den Umkreis unserer Erfahrung und unseres Denkens, als Möglichkeit unseres Anschauens und Begreifens zu verstehen vermögen, als ein *Novum*, das wir, indem es uns zum Gegenstand wird, nicht in die Reihe unserer anderen Gegenstände einzugliedern, nicht mit ihnen zu vergleichen, nicht aus ihrem Zusammenhang abzuleiten, nicht in Analogie zu ihnen zu verstehen vermögen, als ein Datum ohne Anknüpfungspunkt in einem sonstigen früheren Datum. [...]

Eben dieses Geheimnis der Weihnacht finden wir nun aber in der Schrift und im kirchlichen Dogma als solches bezeichnet durch den Hinweis auf das Wunder der Weihnacht. Dieses Wunder ist die Empfängnis Jesu Christi vom Heiligen Geist bzw. seine Geburt aus Maria der Jungfrau.

Karl Barth: Kirchliche Dogmatik I, 2 § 15, 3. Theologischer Verlag Zürich, 1960.

6. Zwischen Familienfeier und göttlichem Ereignis

Friedrich Schleiermachers »Weihnachtsfeier«

In seiner kleinen Schrift »Die Weihnachtsfeier« von 1806 schildert der Theologe Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher das Weihnachtsfest in einem bürgerlichen Haushalt. Neben der stimmungsvollen Feier mit Geschenken und Musik finden Gespräche statt, in denen das Weihnachtseignis gedeutet wird. Dabei spielt das eigene Erleben, die persönliche Frömmigkeitserfahrung eine zentrale Rolle.

Zwei Namen verdienen Aufmerksamkeit: Es sind die Namen der heiligen Familie, Maria und Josef, die sich bedeutsam von den Modenamen der übrigen Weihnachtsgesellschaft abheben. Maria spielt die zentrale Rolle in den Erzählungen der Frauen, und Josef hat das letzte Wort, wenn alle gelehrten Dispute sich erübrigen. Maria und Josef sind in der Weihnachtserzählung das Urbild christlicher Frömmigkeit, weil sie die ersten waren, die an der Krippe standen, zu empfangen, was Neues begann. [...]

Die Musik, die das gesellige Beisammensein immer wieder begleitet, äußert sich an zwei Stellen auch in Worten. Es sind zwei »geistliche Lieder« des Novalis (1772–1801), die im Kreis der Weihnachtsfeier zur Sprache kommen. Das eine besingt einen »kosmischen« Christus, wie er in allen Bildern der Natur die Welt verjüngt, wenn er in »Armut dichterischer Hütte« niederkommt:

»Wo bleibst du Trost der ganzen Welt?
Herberg ist dir schon längst bestellt.
Verlangend sieht ein jedes dich,
Und öffnet deinem Segen sich [...]

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar.
Es ist das erste Jahr der Welt,
Die sich dies Kind erst selbst bestellt.«

Das andere besingt nicht den Sohn, sondern die Mutter, die »in tausend Bildern« der Welt zu entdecken ist:

»Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, dass der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.« [...]

Schon die weise kleine Sofie spricht, die Krippe vor Augen: »O Mutter! Du könntest ebenso gut die glückliche Mutter des göttlichen Kindes sein, und tut es Dir denn nicht weh, dass Du es nicht bist?«. Was später die Mutter aufnimmt und damit begründet, dass »ich in der Tochter, wie Maria in dem Sohne, die reine Offenbarung des Göttlichen recht demütig verehren kann, ohne dass das rechte Verhältnis des Kindes zur Mutter dadurch gestört würde«. So gesehen »ist wieder jede Mutter eine Maria. Jede hat ein ewiges göttliches Kind, und sucht andächtig darin die Bewegungen des höheren Geistes«. Wie empfangen Maria und Josef vorbildhaft das Evangelium von der Menschwerdung Gottes? Wie sollen alle Frauen und Männer in ihrem Sinne die Frohe Botschaft fassen? Statt »Gott wurde Mensch« wird in den drei Erzählungen der Frauen »Gott wurde Kind« intoniert, die »deutliche Anerkennung der unmittelbaren Vereinigung des Göttlichen mit dem Kindlichen, bei welcher es also keines Umkehrens weiter bedarf«. Schon in der Weihnacht kann urbildlich das ganze Menschsein entdeckt werden. [...]

Maria ist das Vorbild, das »Urbild« christlicher Frömmigkeit in Bezug auf Christus, so wie jener es ist in Bezug auf »die Kräftigkeit seines Gottesbewusstseins«. Protestantische Marienverehrung nach Schleiermacher heißt also: nicht zu Maria beten, aber wie Maria das Kind anbeten, und empfangen. Es ist nicht der Blick auf den Schmerzensmann am Kreuz, es ist der Blick der Mutter auf ihr Kind. Wer wie Maria auf das »himmlische Kind« blickt, der sieht im Kind schon das ganze menschliche Leben urbildlich abgebildet – an Weihnachten ist schon alles vollbracht. Auf diese Weise klingt hier schon an, was Schleiermacher als den Grundtext seiner gesamten Dogmatik ansah: »Und das Wort ward Fleisch.« Oder, wie er 1802 predigte: »Die Geburt Christi ist Symbol für alle göttlichen Wohltaten und Fügungen.« In den Erzählungen der Frauen wird in den Kindern schon das ganze menschliche Leben erblickt, das urbildlich im Leben Christi vorweggenommen wurde. Indem alle Marien-Erzählungen als weihnachtliche Botschaft ausgegeben werden, wird dafür plädiert, schon in der Weihnacht das ganze Erlösungsgeschehen zu entdecken.

Frauen finden in die Nachfolge Mariens, indem sie in ihrem Kind das göttliche Urbild erblicken. Männer haben es da schwerer. Haben Frauen die Fähigkeit, in stetigem wachsendem Gottesbewusstsein dem göttlichen Kinde nahe zu sein, so bedürfen die Männer einer zweiten, metakritischen Naivität. Während die Männer sich über Jesus streiten, haben die Frauen »ihn geliebt und verehrt«. Sie sind stetig wachsend in ihrem Gottesbewusstsein wie Jesus selbst und bleiben daher »Kinder« in übertragenem Sinne, Kinder Gottes, wogegen die Männer erst umkehren müssen, »um es wieder zu werden«. Und so kann die männliche urbildliche Frömmigkeit in Gestalt des Josef erst nach allem kritischen Theoretisieren der drei Männer auftauchen, um eine Umkehr der Stimmung zu vermitteln, so dass am Ende alle Menschen, auch die Männer, zu Kindern werden – zu Gotteskindern, in der Nachfolge des einen Kindes in der Krippe. [...]

Josef hat nachvollzogen, was das angebetete Kind repräsen-

Ist Jesus als verheirateter Mann in Indien gestorben? Oder hat er etwa überhaupt nicht gelebt? Jeder reale oder angebliche Fund von Realien aus der Zeit Jesu wird zum Anlass für ein reißerisches Buch oder zumindest für Schlagzeilen in einigen Zeitschriften. Was wissen wir wirklich bzw. was können wir wissen? Im Hinblick auf Ereignisse der Antike ist es einerseits erstaunlich, wie viel wir nach 2000 Jahren rekonstruieren können. Andererseits sind die Nachrichten dann doch immer auch lückenhaft und von einseitigen Sichtweisen geprägt, da es immer auch von den Vorverständnissen heutiger Interpreten abhängt, wie die Quellen gewichtet werden. In einer Welt, in der griechisches Denken (Hellenismus), römische Herrschaft und jüdischer Glaube immer irgendwie mit- und gegeneinander wirkten, ist es fast unmöglich, eindeutig und endgültig zu bestimmen, wie etwa das Judentum in Palästina genau ausgesehen hat und wie genau Jesus und seine Anhänger dort zu verorten sind. Albert Schweitzer meinte einmal, die Bücher über Jesus sagten mehr über ihre eigene Zeit als über Jesus. Trotzdem hat auch er versucht herauszufinden, wie es wirklich gewesen ist.

11. Perspektiven historischer Forschung

Rudolf Bultmann: Wir wissen so gut wie nichts über seine Persönlichkeit

■ Rudolf Bultmann (1884–1976) gehört zu den bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts. In seinem Buch »Jesus« (1926) geht es Bultmann ausdrücklich nicht darum, Jesus als historische Figur zu untersuchen, sondern den Anspruch seiner Verkündigung zu erfassen.

Denn freilich bin ich der Meinung, dass wir vom Leben und von der Persönlichkeit Jesu so gut wie nichts mehr wissen können, da die christlichen Quellen sich dafür nicht interessiert haben, außerdem sehr fragmentarisch und von der Legende überwuchert sind, und da andere Quellen über Jesus nicht existieren. Was seit etwa anderthalb Jahrhunderten über das Leben Jesu, seine Persönlichkeit, seine innere Entwicklung und dergleichen geschrieben ist, ist – soweit es nicht kritische Untersuchungen sind – phantastisch und romanhaft. [...] Bedenkt man, wie sehr die Urteile darüber auseinandergehen, ob Jesus sich für den Messias gehalten hat oder nicht, und wenn, in welchem Sinne er es getan hat, seit wann usw., und bedenkt man weiter, dass es doch wahrhaftig keine Kleinigkeit wäre, sich für den Messias zu halten, dass vielmehr der, der sich dafür hielt, in seinem ganzen Wesen entscheidend dadurch bestimmt gewesen sein muss, so muss man doch gestehen: Wenn über diesen Punkt Dunkel herrscht, so bedeutet das eben, dass wir so gut wie nichts über seine Persönlichkeit wissen. Ich persönlich bin der Meinung, dass Jesus sich nicht für den Messias gehalten hat, bilde mir aber nicht ein, um deswillen ein deutlicheres Bild von seiner Persönlichkeit zu haben.

Ich habe aber in der folgenden Darstellung diese Frage überhaupt nicht berücksichtigt, und zwar im letzten Grunde nicht deshalb, weil sich darüber nichts Sicheres sagen lässt, sondern weil ich die Frage für nebensächlich halte.

Denn mag es auch gute Gründe geben, aus denen man sich für die Persönlichkeit bedeutsamer geschichtlicher Gestalten interessiert, sei es Platon oder Jesus, Dante oder Luther, Napoleon oder Goethe, so trifft dieses Interesse jedenfalls nicht das, woran all diesen Personen gelegen war, denn ihr Interesse war nicht ihre Persönlichkeit, sondern ihr Werk.

Rudolf Bultmann: *Jesus*, Mohr Siebeck, Tübingen 1983, S. 10f.

Jürgen Becker: Hinter die Osterereignisse zurückfragen

■ Jürgen Becker ist Professor für Neues Testament an der Universität Kiel und Autor eines Buches zu »Jesus von Nazaret«.

Klar sollte sein, dass der historisch-kritische Umgang des Christentums mit seinem Ursprung um der Wahrheit des Christentums willen fortgesetzt werden muss. Sich aus der Diskussion der historischen Vernunft auszuklinken, ist kein gangbarer Weg. Dieser positive Ansatz der Leben-Jesu-Forschung ist vielmehr unter den Bedingungen des gegenwärtigen Diskussionsstandes fortzuschreiben. So lässt er sich nämlich gerade auch für den ökumenischen und interreligiösen Dialog fruchtbar machen. Die Distanz zum eigenen Ursprung schafft freie Augen für die eigene, geschichtlich gewordene Position und eröffnet damit ein weniger verfestigtes Beharren auf dem eigenen Standpunkt. Sie zwingt zur Bescheidenheit und Argumentation unter dem letzten Vorbehalt eines möglichen Irrtums. [...]

Diejenigen, die Jesus von Nazaret dem Dunkel der Geschichte überlassen wollen, müssen im Übrigen nicht nur dies angesichts der Jesustraditionen selbst begründen, sondern vor allem auch ihr Gesamtverständnis des Urchristentums mit zur Diskussion stellen. Es gibt zweifelsfrei auch ein überzogenes Vertrauen in die gestalterischen Kräfte der nachösterlichen Gemeinden, das aus dem Vorurteil erwächst, es sei ein theologischer Sündenfall, wenn man hinter die Osterereignisse zurückfragt.

Jürgen Becker: *Jesus von Nazaret*, Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York 1996, S. 3–6.